



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Alteuropa**

**Schuchhardt, Carl**

**Berlin [u.a.], 1935**

Der Ursprung der Töpferei

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-73160](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-73160)

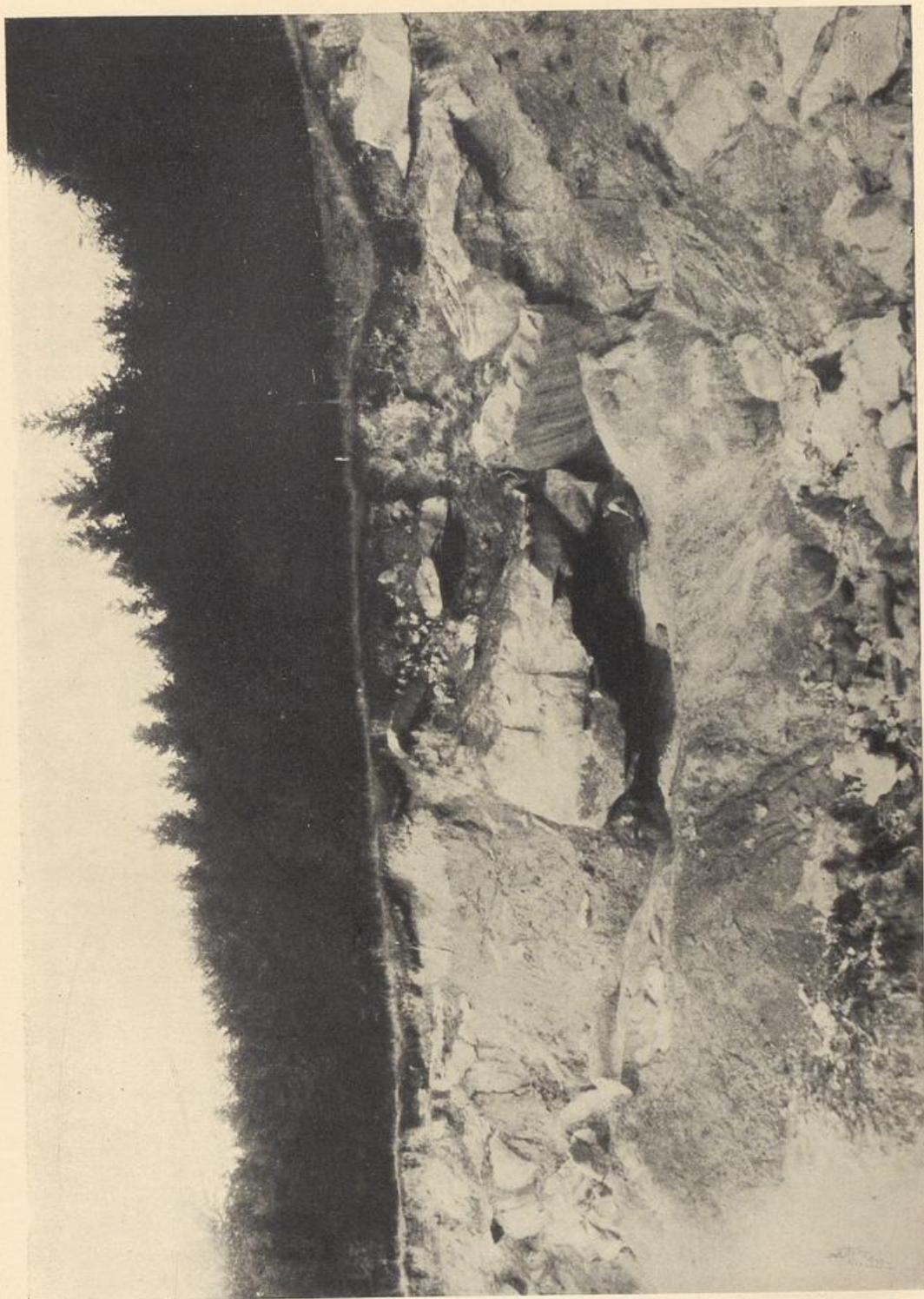
## Der Ursprung der Töpferei

Die Kunst, Gefäße aus Ton herzustellen, ist, wie wir gesehen haben, dem Paläolithikum noch fremd gewesen. Noch in Maglemose fehlt sie. Erst in den Muschelhaufen, also in der Etorina-Zeit, dem französischen Campignien, tritt sie auf. Trotzdem muß das Paläolithikum schon Gefäße besessen haben: zum Trinken, zum Aufbewahren von Eßwaren oder von kleinen Geräten. Diese Gefäße müssen somit aus einem andern, aus einem vergänglichen Stoffe bestanden haben. Es läßt sich denken, daß nach der hohlen Hand die Muschel das älteste Trinkgerät war, als Pilgermuschel tritt es im Mittelalter wieder auf; daß die Kürbisflasche, bald so, bald so beschnitten, sich zur Aufbewahrung von Speise und Trank darbot, daß man allmählich auch dazu überging, aus Holz oder Leder oder Geflecht Gefäße herzustellen. In der Tat hat man dies alles getan. Wir wissen es weniger aus etwaigen tatsächlichen Überresten solch vergänglichen Materials als vielmehr daraus, daß die ältesten Tongefäße in ihrer Form und äußeren Behandlung, in Glättung oder Verzierung Gefäße aus anderem Material darzustellen suchten, also offenbar die voraufgegangenen als erstrebenswerte Muster nachahmen. Das ist etwas sehr Natürliches. Wir sehen es noch heute. Als das Leuchtgas erfunden war, verwandte man dafür zunächst Kronen mit dem alten Kerzenmotiv, als dann das elektrische Licht kam, trat es in den Formen der hergebrachten Gas-kronen auf. Erst langsam reifte die Einsicht, daß man eine elektrische Birne einfach an einen Faden zu hängen brauche, sie als Blume gestalten, ein ganzes Buffet zusammenstellen könne usw. Es dauert immer eine Zeit, bis man für den neuen Stoff auch die für ihn geeignetsten neuen Formen findet.

Besonders wird man aber beim Übergang zu einem so billigen und gemeinen Ersatz wie dem Tongefäß immer gern den Anschein erwecken wollen, als ob das neue gebrechliche Stück das alte feste wäre.

Das Neolithikum an der Donau hat halbkugelige Tonschalen, verziert mit spielenden Linien, die weiß eingelassen sind — als ob man die gelbe Haut des Kürbis durchrissen hätte bis auf die weiße Unterlage. Am Rhein herrschen beutelige Gefäße, oben stärker oder schwächer zusammengeschnürt, gelblich oder braun gefärbt und glänzend poliert — wie aus Leder; im Norden finden wir Schalen und Näpfe von straffer Form und mit einer derben Verzierung, die nur auf Korbflechterei gedeutet werden kann.

Im ganzen liegt als erstes formgebendes Element überall der Flaschen-kürbis zugrunde, der hartschalige, weißblühende (*Lagenaria vulgaris*), denn der heute allgemein verbreitete weiche gelbblühende ist erst von Amerika eingeführt. Aus dem Flaschenkürbis lassen sich ohne weiteres verschiedene nützliche Formen gewinnen. Schneidet man seinen unteren Teil ab, so erhält man ein flache gewölbte Schale, macht man den Schnitt bei der Schulter, so entsteht ein eiförmiger oder birnförmiger Napf, teilt man den Kürbis senkrecht, so ergibt sich links und



Höhle bei Treis a. d. Lumba bei Gießen. Nach H. Richter.



Schädel oben des Homo Mousteriensis, unten des Homo Aurignacensis.  
Berliner Museum.

rechts eine gestielte Kelle; benutzt man ihn gar ganz, so hat man die schönste Flasche. Aber gerade diese volle Form ist — wenigstens in Ton überseht — am wenigsten benutzt worden, nur die Krugflasche des nördlichen Kreises spiegelt sie wieder.

Aus Holz wird man gewiß auch manches Eß- und Trinkgeschirr gehöhlt haben, Löffel, Schalen, Näpfe. Aber das Stück Holz, aus dem das Gefäß geschnitten werden soll, beeinflusst in weit geringerem Maße die Form als der Kürbis. Nur in einem Falle hat das Holz eine Ewigkeitsleistung vollbracht, in dem Schoppen: seine zylindrische Gestalt ist direkt aus dem Baumstamm erwachsen, und zwar im nördlichen Kreise, und hat sich eben dort fortgeerbt.

Auch Steingefäße, hat man gelegentlich gemeint, hätten Einfluß auf die Keramik geübt. Sehr alte ägyptische Steinnäpfe und Tonkrüge, die in Malerei Granit imitieren, haben auf den Gedanken geführt. In Wirklichkeit kann aber ein Steinblock noch weniger als ein Baumstück auf eine bestimmte aus ihm zu gewinnende Form hinwirken. Höchstens wird er bei seiner schwierigen Bearbeitung veranlassen, daß das Gefäß recht flach bleibt; und das ist denn auch geschehen. Wirklich originelle Formen, die dem Stein eigentümlich wären, gibt es nicht.

Soll ich noch sprechen von einer Auffassung, die von aller Materie absieht und die Erfindung der Formen rein der gottgegebenen Phantasie des Menschen zuschreibt? Der Mensch, meint sie, habe die Kugelgestalt als die idealste empfunden und sie deshalb auch seinen ersten Gebrauchsgeräten zugrunde gelegt. Die Verzierung der Gefäße sei dann ebenfalls nach dem eingeborenen feinfühligem Sinn des Menschen für Gleichmaß und Gleichgewicht erfolgt. Reifen und Leisten, Zickzacklinien, Dreiecke, Rauten habe er je nach Stimmung so oder so auf der Fläche verteilt. Diese ästhetische Auffassung gibt sich nicht die Mühe zu fragen: was war zuerst und was wurde weiter? Sie hat auch nicht den Anspruch, originell zu sein, von heute oder gestern. Es war schon pythagoräische Lehre, daß die Kugelgestalt die vollendete, göttliche sei. Sonne und Mond führten auf solche Gedanken, und älteste Geräte und Bauanlagen brachte man damit in Beziehung. Aber das ist Phantasie, die auftritt, wo Tatsachenkenntnis fehlt. Das „Kunstwollen“, meint man oft, habe alle Werke der Phantasie frei hervorgerufen, — als ob das Wollen und die Phantasie nicht auch immer von Erfahrung und Anschauung — wenn auch zehnmal unbewußt — bedingt und geleitet wäre! In aller rhythmischen Gliederung liegt architektonische Erfahrung, und man kann zweifelhaft sein, ob nicht auch der Rhythmus in der Musik, der dem Vogelgesange fehlt, erst aufgefunden ist, als der Mensch zu taktmäßiger Arbeit sang — „mahle, Mühle, mahle!“ — und zum Schreiten und Tanzen spielte <sup>1)</sup>.

Die ältesten Tongefäße sind nicht deshalb kugelig, weil man die Kugelgestalt für gottgewollt schön hielt, sondern weil der Flaschenkürbis als Vorbild vorhanden war, den man in natura immer schon als Gefäß benutzt hatte.

<sup>1)</sup> Karl Bücher, Arbeit und Rhythmus. 3. Aufl. 1902.

4 Schuchardt, Alteuropa. 3. Aufl.

Der Flaschenkürbis ist gerade deshalb, weil seine Früchte schöne Gefäße abgeben, so reichlich angebaut worden; denn essbar sind nur einzelne Arten von ihm. Er ist heimisch in den Tropen der alten Welt und kommt in Ägypten heute noch wild vor. In Kleinasien und dem Kaukasus wird er gezogen, ebenso in Süd- und Mittelspanien, in Südfrankreich und in Dalmatien. In der Flora Deutschlands und der Schweiz wird er nicht mehr aufgeführt. „Die Früchte reifen zwar noch in Deutschland, erlangen aber nicht die Härte, die zu ihrer Verarbeitung erforderlich ist“ (Engler und Prantl). Damit ist die nördliche Grenze für das Vorkommen der Pflanze gegeben.

Der Flaschenkürbis wird noch heute in Südeuropa vielfach zu Gefäßen benutzt. Noch mehr in Afrika (Taf. XI), wo auch die Tongefäße noch direkt nach seinem Vorbilde hergestellt werden. Seine Gestalt wechselt vielfach und dementsprechend auch seine Verwendung als Gefäß, von der schönfugeligen Flasche mit langem Halse zur Birnen- und bis zur hängenden Gurkenform. Selten werden in das Gefäß verzierende Einrichtungen gemacht, viel häufiger bestrebt sich die Umschnürung, die es tragbar machen will, zugleich Verzierung zu werden. Das Einfachste zur Henfelschaffung ist, daß man ein paar Löcher am oberen Rande des Gefäßes durchbohrt und eine Schnur einknüpft. Oft hängt man das ganze Gefäß in ein Netz oder man befestigt durch horizontale Umschnürung am Fuß und an der Schulter einen geschwungenen Korbhenkel. Die Gestaltung des Henkels in der späteren Keramik spiegelt vielfach noch die Verhältnisse dieser Kürbis-Früchzeit. Die Keramik hat lange gebraucht, bis sie einen haltbaren Tonhenkel an ihre Krüge zu kleben verstand. Auch sie hat zuerst Schnüre durch Randlöcher gezogen und die Schnüre dann mit zylindrischen oder auch anker- oder halbmondförmigen Traggriffen versehen.

Ähnliches ist geschehen, um das fugelige Gefäß standfest zu machen. Das spitze Ende des Köfenmöddinger-Topfes sollte gewiß in den Sand oder in die Asche des Herdes eingepreßt werden. Auch das große Vorratsgefäß späterer Zeiten, der Pithos, ist mit seiner unteren Zuspitzung immer noch darauf gerichtet, fest eingegraben an seinem Platze zu bleiben. Die beweglichen Näpfe und Krüge aber brauchen für ihren runden Boden einen Untersatz. Er wird, wie noch heute für die Kürbisgefäße (Taf. XI 4), zumeist aus einem strohgeflochtenen Ring oder Zylinder bestanden haben, und wie bei den Henkeln geschah es, daß das ursprünglich freie Stück nach und nach mit dem Gefäße verwuchs. Auch die Geschichte der Untersätze bildet in der Keramik ein besonderes und lehrreiches Kapitel. Es ist vieles in diesen niederen Dienst zu stellen, was sich immer noch als „Becher“, „Dase“, „Trommel“ in höheren Regionen aufspielt.

Die Flechtumhüllung und Ergänzung des Gefäßes wird dazu geführt haben, es gelegentlich ganz in Flechterei herzustellen. Wie alt diese Technik ist, haben uns die paläolithischen Ziermotive gezeigt. Es sind auch einige wirkliche Körbe in frühbronzezeitlichen Gräbern Spaniens gefunden worden und ein paar Boden-

stücke mit dem Muster der gekreuzten Weidenruten in italischen Pfahlbauten <sup>1)</sup>. Man muß einige gute, das heißt in natürlicher Technik zu gefälligem Ansehen gebrachte Korbslechtereien sich vor Augen stellen, um die große Abhängigkeit der keramischen Ornamentik mancher Kreise von jener uralten und durch alle Zeiten fortgeführten Hausindustrie zu erkennen. Arbeiten der primitiven Völker von Afrika und Amerika und auch die gehobeneren der Japaner geben gute Beispiele dafür (XI 1—3). Schon die einfache Schrägkreuzung aller Säden zeigt, wie die verschiedenen Zickzack- und Fischgrätenmuster entstehen, bald horizontal, bald vertikal, je nachdem man den Überschlag der Säden am Rande etwas anders handhabt als in der Mitte des Stückes. Bei ganzen Körben wird jedesmal oben ein tragender Ring angebracht aus einer Rute oder mehreren umeinander gedrehten. Von ihm aus gehen die starken Rippen nach unten zum Boden und werden in wechselnder Weise von den seitlichen Säden übersponnen, so daß sie bald stark hervortreten und dann eine Vertikalstreifung der Fläche bewirken, bald zwischen großen Zickzack- oder Treppenmustern nur als Untergrund durchschimmern. In besonderer Weise wird für Henkel und Boden gesorgt. Der Henkel, hoch im Bogen den Korb überspannend, wird an oder in dessen Wandung weit hinuntergeführt, oft noch unter dem Boden durch; manchmal ist er von einem Saden dicht umsponnen. Der Boden erhält immer irgendeine Verstärkung. Entweder läßt man 4 oder 6 oder auch 8 starke Rippen, die schon in der Wandung herunterlaufen, sich hier kreuzen, oder man legt einen Standring oder auch einen ganzen Holzboden unter und näht ihn fest.

Schließlich kommt noch das Leder als Ersatzmaterial für Kürbisgefäße in Betracht. Lederne Schläuche zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten oder von Käse sind dem südlichen Kreise bis heute sehr vertraut. Aber auch lederne Gefäße werden schon bei den alten Ägyptern und Juden erwähnt. Hebräisch bedeutet nebel sowohl den Lederschlauch wie den Tonkrug <sup>2)</sup>. In den bemalten griechischen Holz Sarkophagen in Ägypten sind die Reste von ledernen Lekythen gefunden. Die Athener haben einmal bei einer schweren Belagerung ihre Sandalen und Lederkannen gefressen <sup>3)</sup>. Später erfahren wir von den irischen Missionaren, daß sie mit ledernen Gefäßen nach dem Kontinent gekommen sind. Behälter, die besonders viel aushalten sollen, werden heute noch aus Leder hergestellt, so Feldflaschen und Würfelbecher. Erhalten ist aus früherer Zeit wenig dergleichen. Aber aus Ägyptens römischer Periode besitzt das Berliner Museum eine Kanne, die aus einem Stück Leder getrieben ist. Sie ist 34 cm hoch, von geschweiffter Form, vorn mit einem Flechtmuster aus aufgeklebten dünnen Holzscheibchen verziert. Der Henkel ist eingezapft und mit Harz gedichtet. Wenn auch aus dem späteren Altertum stammend, bietet diese Kanne doch den wertvollen Beweis,

<sup>1)</sup> Cartailhac, L'Espagne usw. S. 77, Bull. Paletn. Ital. VII, Taf. 5.

<sup>2)</sup> Wellhausen, Israelitische und jüdische Geschichte. 1914, 82 Anm. 1.

<sup>3)</sup> Plutarch, Sulla 13: ὑποδήματα καὶ ληκύθους ἐφθάζ.

### Übergang zum Neolithikum

daß man ein solches Gefäß aus einem Stück Leder herzustellen verstand. Ein hervorragender Berliner Ledertechniker hat mir gesagt, daß es gar nicht schwer sei, ein Gefäß aus Leder zu machen und daß die rundlichen oder geschweiften Becher und Kannen dafür das Gegebene seien. Man müsse das Werkstück aus den Hinterbacken des Pferdes oder der Kuh schneiden, wo das Leder am geschmeidigsten sei. Dann „schlage“ man es über einen runden Stein, mache es naß und knete und ziehe es so lange, bis die gewünschte Form erreicht sei.